



Lars ALLOLIO-NÄCKE und  
Britta KALSCHUEUR

### **Doing Identity - Von Transdifferenz und dem alltäglichen Skeptizismus**

## **I. Die Rückbesinnung auf Identität**

In einer Zeit, für die permanenter Wandel und Veränderungsbeschleunigung als zentrale Charakteristika postuliert werden, dürfte es folgerichtig kaum noch etwas Fixes, Beständiges geben; Unsicherheits- und Kontingenzerfahrungen prägen zunehmend den Alltag. Zumindest dominiert diese Sicht die soziologische und psychologische Theorie-landschaft. Exemplarisch hierfür stehen die Begriffe des Patchworks (KEUPP 1988), der Flexibilität (SENNETT 2000) und des Multiplen Selbst beziehungsweise der Fragmentierung (GERGEN 1996).

Im Allgemeinen zielen sie auf die These ab, dass mit dem Verlust von Sicherheiten die Orientierung, Positionierung und vor allem die Entscheidung schwieriger wird. Statt dessen ist jedoch zu beobachten, dass das Leben von Subjekten weiterhin in (mehr oder weniger) geordneten Bahnen verläuft, und dass es den Subjekten (scheinbar?) gelingt, Differenzen auszuhalten.

In der Geschichte der Psychologie spielt das Problem von Kontinuität und Wandel der Identität nur eine untergeordnete Rolle. Seit den Anfängen der psychologischen Identitätstheorie bei FREUD (1999) und ERIKSON (1965; 1995) wird Identität in der Regel als zu realisierende Entwicklungsaufgabe gefasst, die spätestens mit dem Erreichen des Erwachsenenalters und der Lösung der Identitätskrise abgeschlossen ist.<sup>1</sup>

Identität wird begriffen als individueller Entwicklungsprozess, in den nur bedingt (aktuelle) soziale und kulturelle Kontexte eingehen. Mit der Konzeption der Identität als Entwicklungsaufgabe geht eine Setzung von Normen einher, an die sich die Individuen anpassen sollen (z.B. Gegenüberstellung einer »gelungenen« und einer »diffusen« Identität). Diese Normen sind in bestimmten, aufeinander abfolgenden Stadien / Stu-

fen verankert. Sie müssen in genau dieser Reihenfolge durchlaufen werden und gewährleisten eine Stabilität nur innerhalb eines solchen Stadiums. Hat ein Individuum einmal seine Identitätskrise gelöst, so wird Identität fortan als unveränderlicher Wesenskern begriffen.<sup>2</sup>

Ein Mensch *hat* eine Identität. Statt folglich wie bisher die Frage nach dem *Wer bist Du?* zu stellen, müsste man eher fragen: *Wer werde ich?* Genau dies wird mit dem Konzept des ›Doing Identity‹ intendiert. Was ist damit gemeint?

Doing Identity bringt zwei Komponenten der Identitätsbildung zusammen: die kollektive auf relativ stabilen und dauerhaften sozialen Umständen beruhende Identitätsgebung und die individuelle ›Arbeit an dieser Identität‹, die ausgehend von Momenten des Zweifels an dieser Zuschreibung Modifikationen vornimmt und erzeugt.

Ohne Zweifel sind Individuen einem permanenten Prozess des Positioniert-Werdens ausgesetzt. Dies bezeichnet aber nur die eine Seite der Medaille. Dem ist hinzuzufügen, dass Individuen ebenso über Möglichkeiten verfügen, diese vorgegebenen Orientierungsraster zu modifizieren. Identität meint somit einen unabschließbaren kulturellen Prozess der Herstellung durch Positionierung im

Spiel von Identifikation des ›Eigenen‹ und der Abgrenzung von ›Anderen‹.<sup>3</sup>

Als was ich erkannt und benannt werde, ist der Ausgangspunkt des alltäglichen Prozesses von Doing Identity, des Ineinandergreifens des (passiven) Positioniert-Werdens und der (aktiven) eigenen Positionierung im sozialen Raum.

Entscheidend für den Weg vom Positioniert-Werden zur aktiven Positionierung und damit für das Konzept des ›Doing Identity‹ ist dabei – so die These – das Moment des Zweifels. Denn die Frage nach dem ›Wer bin ich?‹ ist keine, die sich situations-, macht- oder zeitunabhängig stellt. Sie ist eine aktuelle Frage, die immer dann auftaucht, wenn sich Zweifel einstellen. Zweifel an bestehenden Orientierungen, Zweifel an einer zugeschriebenen Identität und Zweifel an sich selbst, Zweifel bei Entscheidungen, Zweifel an dem, was um einen geschieht. Dieser Zweifel, nicht die Krise, wie sie bei ERIKSON im Adoleszenzalter beschrieben wird, ist es, der die alltägliche Identitätsarbeit ausmacht (vgl. NÄCKE 2000, NÄCKE & PARK 2000).

Im Folgenden werden wir versuchen, den angesprochenen Zweifel einzufangen und produktiv für die Beschreibung von Identitätsarbeit – das *Doing Identity* – fruchtbar zu

## Identitätskrise

Donald P. Spence (»Das Leben rekonstruieren«, 1998; S. 206)

»Ja, der moderne Mensch ist sich seiner zeitig, fast paradoxerweise, weiß er nicht, renden Klavierspieler, der sich so auf Akkordches Stück er gerade spielt (eine Erfahrung, Der moderne Mensch kann ohne weiteres beschreiben oder seine Sozialversicher-Schwierigkeiten damit, auszumachen eine Person ist, und dies



jemanden, der ihn noch nie gesehen hat, auf Anhieb erkennbar wäre.«

selbst unangenehm bewusst, und gleichwer er ist. Es geht ihm wie dem improvisierten, dass er nicht mehr weiß, welche ich mehr als einmal gemacht habe).

seine Gefühle oder seine Träume rungsnummer aufsagen, er hat jedoch chen und anzugeben, wer er als auch noch so, dass er für



machen. Dabei werden wir auf das noch junge kulturwissenschaftliche Konzept der Transdifferenz zurückgreifen.

## II. Oszillierende Identität - Zwischen Positioniert-Werden und Positionierung

Entscheidend für das Doing Identity ist - wie bereits erwähnt - die Situierung der Individuen in den sozio-kulturellen Kontext.

Dieser lässt sich mit Michel FOUCAULT als mehrdimensionaler Raum (Dispositiv) beschreiben, welcher sich durch Macht- und Wissensprozesse strukturiert. DELEUZE sieht diesen Raum durch Linien der Sichtbarkeit und des Aussagens (Wissen) sowie durch Kräftelinien (Macht) charakterisiert, die die Beziehung zwischen dem, was gesehen und was gesagt werden kann, bestimmen.

Durch die ersten beiden gewinnt das Dispositiv die Fähigkeit: *»sehen zu machen oder sehen zu lassen und sprechen zu machen oder sprechen zu lassen«* (DELEUZE 1991, 154).

Damit wird bestimmt, welches Wissen und welche Aussagen, die erst »transzendente« Objekte wie Identität entstehen lassen, an einem bestimmten historischen Ort möglich sind. Die Kräftelinien stellen in dieser Konstellation den Garanten der Stabilität einer solchen konstruierten Realität dar, sie *»bewartestellen das Kommen-und-Gehen vom Sehen zum Sprechen und anders herum«* (DELEUZE 1991, 154).

*Wer ich bin*, welche mögliche Identität ich mir geben kann und will, ist folglich zunächst abhängig von der raum-zeitlichen Konstellation, in der ich mir diese Frage stelle und in der sich das *Doing Identity* vollzieht.

Es bestehen bestimmte Regeln, Normen und Beschränkungen, auf die ich mich einlassen muss und aus denen ich meine Identität schöpfen kann. So bestimmt - wie feministische Untersuchungen gezeigt

haben - beispielsweise das Bezeichnen eines Mädchens als Mädchen schon kurz nach der Geburt zu einem Großteil, wie die Umwelt auf das Kind reagiert, wie es sozialisiert und erzogen wird (vgl. TISSERGER 2001).

Richtiger Weise wird bei einem solchen Bezeichnungsprozess, der Identifizierung eines Menschen durch eine bezeichnende Aussage, von *»Einschreibung«* (FOUCAULT 1978, 50 ff.) gesprochen. Ein Wissen - es gibt Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts - wird in das Verhalten, ja in den Körper eingeschrieben (vgl. MÜLLER 2001).

Dass dies so ist, zeigen die Identitätskrisen beispielsweise von Transsexuellen, die sich in schmerzhaften Prozessen mit diesen Identitätszuschreibungen auseinandersetzen müssen, ohne sie wirklich brechen zu können. Sie lassen sich verschieben, sie lassen sich differenzieren, aber auflösen lassen sie sich nicht. Was hier zum Ausdruck kommt, ist die nachhaltige Wirkung des Positioniert-Werdens und der (versuchten) Determination.

Es wäre jedoch ein Trugschluss zu glauben, das Individuum sei vollständig determiniert. Vielmehr verfügt das Individuum durchaus über die Möglichkeit, sich diesem Determinationszwang zu entziehen und Freiheitsgrade zu erlangen; mit anderen Worten: sich aktiv zu positionieren.

Diesen Prozess der aktiven Positionierung versteht DELEUZE (1991, 155 ff.) mit dem Begriff der Subjektivierungslinie. Diese kann die Dimension bilden, *»durch die der gesamte Raum neustrukturiert wird, um zu verhindern, dass die Kraftlinien definitive Konturen festlegen.«*

*Die Subjektivierungslinie ist ein Prozess, eine Produktion von Subjektivität in einem Dispositiv: sie muss, insoweit es das Dispositiv zulässt oder ermöglicht, geschaffen werden. Sie ist eine Fluchtlinie. Sie entgeht allen vorangehenden Linien, sie macht sich davon. Das Selbst ist weder ein Wissen noch eine Macht. Es ist ein Individuierungsprozess, der sich auf Gruppen oder Personen*

bezieht und sich den etablierten Kräfteverhältnissen sowie den konstituierten Wissensarten entzieht: eine Art Mehrwert« (DELEUZE 1991, 155f).

Die DELEUZE'schen Beschreibungen des Individuierungsprozesses sind sehr überzeugend, doch sie lassen sich vertiefen insbesondere in Bezug auf den Auslöser dieses Prozesses. Dieser Auslöser, so die These, ist das Moment des Zweifels an den zugeschriebenen Positionierungen, gleichzeitig des Unmöglichen und des Unentscheidbaren: die Transdifferenz.

### III. Transdifferenz und Skepsis als Bedingung der Möglichkeit von ›Doing Identity‹

Im Rahmen des Erlanger Graduiertenkollegs »Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz« wurde ein Begriff geprägt, der sich zur näheren Beschreibung des Zusammenhangs von Fremdbeschreibung der Identität im Sinne eines Positioniert-Werdens und des durch Zweifel daran ausgelösten Prozesses der (aktiven) Neupositionierung und Veränderung von Identität fruchtbar machen lässt: der Begriff der Transdifferenz. Transdifferenz entsteht genau dort, wo Skepsis auftritt und die Tätigkeit des Infragestellens beginnt.<sup>4</sup>

Transdifferenz tritt in ein additives Verhältnis zur Differenz ein, insofern sie ihre Existenz zwar akzeptiert, ihre Exklusivität und Binarität jedoch in Frage stellt, indem sie ein oszillierendes Moment hinzufügt. Transdifferenz ist ein Bewegungsbegriff, denn er dient zur Beschreibung der Oszillation von Differenzmarkierungen:

Die vermeintlich klare Grenzlinie zwischen zwei Entitäten verschwimmt und bewirkt die Entstehung einer Grenzzone, eines Bereiches der Überlagerung, in dem wechselseitige Zuordnungen miteinander

konfligieren und eine »Zone der Unbestimmtheit« (LÖSCH 2001, 11) generiert wird. Dies ist der Entstehungsort von Transdifferenz.

Angesichts der inhärenten dynamischen Eigenheit von Transdifferenz ist die Schwierigkeit der Versprachlichung dieses Konzeptes eine nahezu zwangsläufige Folgeerscheinung.

Der Widerstand gegen die sprachliche Vereinnahmung resultiert aus dem dynamischen Wechselspiel zwischen dem Zwang zum Positioniert-Werden und deren Infragestellung und Suspendierung durch eine Neupositionierung und Modifikation der zugewiesenen Position. Doch es ist genau diese begriffliche Unschärfe des Transdifferenzkonzeptes, die es für eine weitere Präzisierung des zweidimensionalen Prozesses des Doing Identity geeignet erscheinen lässt:

Ebenso wie durch die Anerkennung des Positioniert-Werdens die Wirkung von Macht berücksichtigt und sogar bejaht wird, so wird gleichzeitig auf Suspendierungsmöglichkeiten und somit auf Modifikationen und Veränderungen verwiesen. Genau hierin besteht schließlich der Mehrwert des Transdifferenzkonzeptes im Vergleich zu anderen aktuellen kulturtheoretischen Positionen.

Die Anerkennung der Wirkungsmacht von Differenzen, die temporär außer Kraft gesetzt werden und ins Oszillieren gebracht werden können, lässt sich interpretieren als Anerkennung der Vorgängigkeit und Dauerhaftigkeit des Positioniert-Werdens von Identitäten, die jedoch in Zweifel gezogen und modifiziert werden können: BREINIG und LÖSCH stellen mit der Aufrechterhaltung von Differenzen und ihnen vorausgehenden Grenzziehungen der allgemeinen Notwendigkeit der Positionierung Rechnung.

Darüber hinaus verweist Transdifferenz auf die stets gegebene Möglichkeit einer Neupositionierung, ausgelöst durch Zweifel an den bestehenden Positionierungen,





die nichts anderes sind als Ausdruck von Machtverhältnissen. Mit dieser Möglichkeit der Subversion von bestehenden Machtverhältnissen muss stets gerechnet werden (vgl. KALSCHUEER: im Druck). So verwendete LÖSCH ursprünglich die Metapher des Unkrauts, um zu beschreiben, wie das immer wieder Auferscheinende, der Ordnung Zuwiderlaufende und daher sie bedrohende Transdifferente in Form eines permanenten Prozesses der »Arbeit an der Ordnung« eliminiert werden muss (vgl. LÖSCH 2001).<sup>4</sup>

Inzwischen haben BREINIG und LÖSCH auf die Verwendung der Palimpsest-Metapher umgestellt und eine Erweiterung vorgenommen, anhand derer sich sehr gut illustrieren lässt, wie das Ausgeschlossene niemals ausgelöscht werden kann und daher im Falle seines Wiedererscheinens immer wieder aufs Neue überschrieben werden muss.<sup>5</sup>

Zu einem gewissen Grad reproduziert das System transdifferente Momente, die es niemals vollständig kontrollieren kann und die insofern stets als Ausgangspunkt des Widerstandes von Gruppen dienen können (vgl. KALSCHUEER: im Druck).<sup>6</sup>

Entscheidend ist somit der Hinweis auf die permanente Ausschlussarbeit des Transdifferenten, die die Bedingung der Möglichkeit einer homogenen Ordnung und somit auch der klaren Unterscheidbarkeit von Kulturen ist. Während Transdifferenz auf der Makroebene auf die allgemeine Wandelbarkeit und Kontingenz von Kultur in einer diachronen Perspektive verweist (vgl. BREINIG & LÖSCH 2002, 24ff.), bezieht sich Transdifferenz auf der Mikroebene auf die aktive Gestaltungsmöglichkeit von Individuen und Gruppen.<sup>7</sup>

Anders formuliert: Der hier wahrlich begrifflich hochstilisierte Terminus Transdifferenz beschreibt jenen alltäglichen Prozess, der Identitätsarbeit, Individualisierung, Veränderung und Diversifizierung mög-

lich macht, ohne dass bestehende Differenzen, Gewissheiten und Stabilitäten sich radikal verändern, wie es von vielen (post)modernen Theoretikern suggeriert wird, wenn sie vom radikalen Wandel, vom permanenten Risiko, Orientierungen zu verlieren, sprechen (vgl. KEUPP 1988, GERGEN 1996).

Diese Fremd-Positionierungen der Identität in spezifischen Differenzen sind es, die wir täglich in allen unseren Handlungen vornehmen und mit uns geschehen lassen. Sie sind es letztendlich auch, die bestimmen, wie wir uns (aktuell) beschreiben, welche Kategorien und Zuschreibungen als Identifikationen wir dafür benutzen. Sie sind es, die uns handlungsfähig machen, die uns Möglichkeiten er- und andere verschließen und somit den Zugang zu Ressourcen regulieren.

#### IV. Doing Identity

Die Frage ist nun, was dies konkret für den Alltag und für die Definition des eigenen Selbst bedeutet. Eine Annäherung ist über FOUCAULTs Verständnis der »Ästhetik der Existenz« möglich. Dabei geht es darum, die bestehenden Beziehungen zwischen den drei Dimensionen des Dispositivs - Wissen, Macht und Selbst - zu erkennen und sich in dieser Konstellation als ein Subjekt zu begreifen, »das um seine letztlich nie zu überwindende Untervorfenheit weiß und sich durch seine reflektierte Lebenskunst, eine »Ästhetik der Existenz« (FOUCAULT 1986, 317) konstituiert und so Momente von Freiheit gewinnt; ein gedoppeltes Subjekt also, das unterworfen und frei zugleich ist« (RÜB 1990, 199).

Von »Unterwerfung des Selbst« kann insofern gesprochen werden, als das Subjekt zur Selbstbestimmung der eigenen Identität auf bereits existierende Identitätsangebote zurückgreift beziehungsweise sie bereits via Einschreibung verinnerlicht hat. Das heißt, dem Prozess des Doing Identity gehen bestimmte

Konfigurationen und Restriktionen voran, die das Subjekt an einen bestimmten sozialen, hierarchischen und psychischen Ort binden. Die »Gewinnung von Freiheitsmomenten« hingegen bezieht sich auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Subjektes, die sich ausgehend vom Zweifel an den Fremd-Positionierungen auf tun. Zwar wird für die eigene Selbstbestimmung unvermeidlich auf diese zurückgegriffen, doch ist Skepsis die Bedingung der Möglichkeit der Modifikation und Veränderung dieser Grenzen und Restriktionen.

Was folgt nun aus all dem für das Verständnis von Identität? Mit dem Konzept des Doing Identity ist im Kern eine Kritik und Revision des in der Psychologie dominanten Identitätsverständnisses intendiert.

Identität kann kein abgeschlossener Status in der von ERIKSON (1965) beschriebenen Form sein, sondern muss vielmehr als Ineinandergreifen des passiven Positioniert-Werdens und des aktiven und permanenten Positionierens verstanden werden. Hierfür wird der Begriff des Doing Identity vorgeschlagen. Folgerichtig ist die Rede von der eigenen Identität lediglich eine Momentaufnahme und nichts, was mir eigen ist, sich in mir verankert oder in mir wurzelt.

Während das Positioniert-Werden immer bestrebt ist, ein Subjekt auf eine Identität festzuschreiben, zielt das aktive Sich-Selbst-Positionieren darauf ab, sich selbst und damit aber auch die vorgegebenen Bestimmungen zu verändern. Dies funktioniert, indem das Subjekt sich zunächst in die erlebte Differenz zur selbstbestimmten Identität einpasst, die Vorgängigkeit des Positioniert-Werdens anerkennt. Ohne diese gäbe es die Möglichkeit einer aktiven, selbstbestimmten Positionierung nicht (vgl. BUTLER 2001). Doch mit dem Augenmerk darauf, dass diese als Differenzen erlebten Fremd-Positionierungen keine ausschließlichen sind, sondern nur eine Option unter vielen darstellen, entsteht ein Möglichkeitsraum, der Wege zwischen oder durch

diese Differenzen eröffnet. Transdifferenz bezieht sich auf dieses subversive Potential.

Ist dieser Möglichkeitsraum erst einmal eröffnet, wird das Subjekt in die Lage versetzt, diese Differenzen strategisch und spielerisch zu nutzen und / oder zu brechen. Damit hat es die Wahl zwischen der angebotenen Identität oder einer anderen, es kann entscheiden zwischen dem Bekenntnis zur vorbestimmten Identität oder deren Verweigerung. Möglich ist auch, dass das Subjekt keinen dieser Wege einschlägt und sich für ein »quer hindurch« entscheidet – den Versuch, einer irgendwie gearteten, festschreibenden Identität zu entkommen. Dass dies zunächst nur temporär der Fall sein kann, garantiert den Fortbestand des sich aus Wissen und Macht zusammensetzenden sozialen Gefüges, das sich nur langsam verändert. Doch selbst dieser temporäre Versuch, dem Positioniert-Werden zu entkommen, erzeugt ein Wissen, das die Möglichkeit einer aktiven Mitgestaltung des sozialen Raumes birgt, ohne ihn dadurch abzuschaffen.

## V. »Doing Identity« am Beispiel der ostdeutschen Identität

Im folgenden soll der Prozess des Doing Identity an einem aktuellen Beispiel, der Formierung einer ostdeutschen Identität, nachvollzogen und illustriert werden.<sup>8</sup>

In der aktuellen psychologischen, psychoanalytischen und soziologischen Literatur – hier vor allem Modernisierungs- und Totalitarismustheorie – unterliegt das, was als »Ostdeutsche Identität« bezeichnet wird, überwiegend Fremd-Positionierungen. Ostdeutsche Identität wird als »negative« beschrieben, denn sie ist – unter dem politischen und gesellschaftlichen Druck der schnellstmöglichen Anpassung der Lebensverhältnisse im vereinigten Deutschland – nicht wünschenswert.



Bei der Charakterisierung »Ostdeutscher Identität« lassen sich drei Strategien beschreiben: die »Verweigerung kultureller Gleichwertigkeit« (STRENGER & LÜCHAUER 1998), die »Verweigerung kultureller Gleichzeitigkeit« (FABIAN 1983) und die »Verweigerung kultureller und geografischer Nähe« (SAID 1979).

Die *Verweigerung kultureller Gleichwertigkeit* zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass Werte und Einstellungen der Ostdeutschen stets am Maßstab der Westdeutschen gemessen und bewertet werden. Ostdeutsche erscheinen somit »noch nicht so weit entwickelt«. Dies geht damit einher, dass die westdeutschen Werte und Einstellungen per se als der zu erreichende, positiv konnotierte Endpunkt der Angleichung konzipiert wird, so dass die Werte und Einstellungen der Ostdeutschen zwangsläufig als negativer erscheinen müssen (vgl. NÄCKE 2000, 85f).

Die *Verweigerung kultureller Gleichzeitigkeit* zeigt sich vor allem in Vergleichen mit dem Transformationsprozess der Bundesrepublik Deutschland in den frühen 50er Jahren (vgl. KLAGES & GENSICKE 1992; HOFMANN 2000). Eine weitere Spielart dessen ist die Gleichsetzung der totalitären Gesellschaftsformen Nationalsozialismus und Sozialismus, deren Stichhaltigkeit zu bezweifeln ist. Die aktuelle Entwicklung in den neuen Bundesländern wird somit zeitlich verschoben und als ein Prozess der Aufholung konzipiert, mit dem man sich zwar historisch beschäftigt, in den man aber aktuell nicht eingreifen muss. Als weitere Variante dieser Strategie kann auch die Abwertung oder gar Nicht-Thematisierung der Geschichte vor 1989 benannt werden, die die Ostdeutschen nicht nur ihrer Geschichte beraubt, sondern deren Biografie grundsätzlich in Frage stellt (vgl. NÄCKE 2000, 74f).

Die Verweigerung kultureller und geografischer Nähe zeigt sich schließlich in dem häufigen Vergleich der Ostdeutschen

mit den (vermeintlich) »kollektivistischen Völkern« Asiens, im Gegensatz zur Individualgesellschaft der ehemaligen BRD. MACKOW spricht deshalb auch vom Sowjetmenschen als »atomisierten Menschen ohne Geschichtsbeusstsein und herkömmliche Wertesysteme, ehrfürchtig den Staat anbetend, welcher ihr gesamtes Leben organisiert und ihre Existenz sichert« (MACKOW 2001, 13).

BENDER (1992) wiederum zeigt eine andere Spielart der Distanzierung, indem er die Ostdeutschen mit von dem Einfluss der (westlichen) Zivilisation unberührten kindlichen Individuen vergleicht, die »einem Zwang ausgesetzt waren, aber nicht einer Verführung, deshalb behielten sie etwas, das Westdeutschen leicht als Zurückgebliebenheit erscheint, in Wahrheit aber Unberührtheit ist« (BENDER 1992, 140).

Eine solche Darstellung und Zuschreibung führt letztlich dazu, dass »Ostdeutsche Identität« als ein positives Identitätsangebot in Frage gestellt und »(West)Deutsche Identität« als Identität favorisiert wird. Ostdeutsche Identität ist jedoch konstitutiver Bestandteil des Selbstverständnisses der Menschen in den neuen Bundesländern und deshalb nicht einfach suspendierbar. Die Durchführung mehrerer Interviews mit ostdeutschen Frauen zeigte, dass sich die Interviewten in der Regel sehr wohl als Deutsche bezeichnen – so wird immer wieder die Gleichheit des ost- und westdeutschen Bevölkerungsteils betont.

Dennoch stößt man in bestimmten Situationen immer wieder auf den Satz »... in dem Moment würde ich mich als Ostdeutsche bezeichnen« (NÄCKE 2000, 98f). Dies sind Situationen, wo die zuvor beschriebenen Strategien virulent werden, wo es um das Abgrenzen und Positionieren geht. Greifen nämlich die Strategien, so wird die eigene Identität, die sich mittels Sozialisation eingeschrieben hat und im allgemeinen akzeptiert wird, in Frage gestellt. Die Fremd-Positionierung wird zur Bedrohung des eigenen Selbstverständnisses.

In diesem Moment beginnt die aktive Positionierung, indem die Interviewten auf die Gemeinsamkeit aller Deutschen unter Betonung der jeweils anderen Biografie, einer unterschiedlichen Geschichte, die jedoch nicht zum trennenden Faktor geworden ist, verweisen. D.h. sie knüpfen an das Angebot »(West)Deutscher Identität« an, werden dadurch handlungsfähig, verändern und verschieben es jedoch, so dass die positive Konnotation einer eigenständigen biografischen »Ostdeutschen Identität« erhalten bleibt – damit jedoch auch die grundsätzliche Differenz, die nicht suspendiert, sondern verändert wird. Dies ist nur eine Möglichkeit, sich sprachlich zu den diskursiven Formationen zu verhalten.

Es lassen sich aber auch nicht-diskursive Positionierungen finden, die sich wohl am deutlichsten in der Geburtenverweigerung manifestieren – seit 1990 ist die Geburtenrate um mehr als 50% gesunken und bis heute nicht wieder angestiegen. Was in der Literatur als »Anpassung« an das spätere Erstgeburtsalter in der ehemaligen BRD beschrieben und gewürdigt wird – wobei betont wird, dass dieser Prozess aus dem gestiegenen Konsum- und Freizeitangebot resultiert (vgl. RICHTER 1994) –, erscheint zwar auf den ersten Blick plausibel, ist allerdings unzutreffend. Ostdeutsche Frauen und Männer entscheiden sich nicht aus Freizeit- und Konsumgründen für den Verzicht auf Kinder, sondern reagieren auf die gesellschaftlichen Veränderungen von Arbeitsplatzmangel, Arbeitsverlustrisiko bei Kleinkindern sowie den Verlust staatlicher Absicherung des gesamtgesellschaftlichen Auftrags der Familienförderung zur Absicherung gesellschaftlicher Prosperität. Ein damit einhergehender und anhaltender Boom der Sterilisierung bei Frauen – aber auch bei Männern – potenziert diesen Prozess (vgl. AHRENDT et al. 1993). Diese Frauen und Männer nutzen also ein »scheinbar normales und erwartbares Anpassungsverhalten«, um dieses gegen sich selbst zu wenden und es damit zu verändern. Dass hierbei eine Bedrohung für die Stabilität in Form der Generationengerechtigkeit auf die gesamte BRD zurollt, wird derzeit nur von wenigen Wissenschaftlern erkannt.

## VI. Zusammenfassung

Worum es uns letztendlich in unserem Beitrag ging, war eine andere Sicht – eine des Alltags, des handelnden Subjekts – auf das zu werfen, was in der Psychologie als Identität thematisiert wird. Dabei haben wir versucht, einen Schwerpunkt auf das Handeln selbst, das Doing Identity, zu legen und nicht auf einen Status, der als Identität diagnostiziert oder beschrieben werden kann.

Die Identität erscheint unter einer solchen Betrachtung nicht mehr als Wesenskern, sondern stellt eine Form des Umgangs mit den historischen raumzeitlichen Gegebenheiten dar. Sie ist bestimmt und doch veränderbar. Radikaler mit Foucault formuliert, bedeutet das: Das Subjekt ist »keine Substanz. Es ist eine Form, und diese Form ist weder vor allem noch immer mit sich selbst identisch«<sup>2</sup> (FOUCAULT 1985, 18).

## Literatur

- AHRENDT, H.-J., CANZLER, E. & BURGSCHEWIGER, K. (1993): Probleme der Kontrazeption und Sterilisation in den Neuen Bundesländern. Pro Familie Magazin 2/93, 11-13
- ALLOLIO-NÄCKE, L. (im Druck): Deutsch-Deutsche Grenzziehungen. Anmerkungen zu einer Identität im Zwischenraum. In: S. SHIMADA (Hrsg.), Theorie und Praxis kultureller Grenzziehung. Frankfurt/M.





- ALTHUSSER, L. (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Berlin
- BENDER, P. (1992): Unsere Erbschaft. Was war die DDR? Was bleibt von ihr? Luchterhand-Essay, Bd. 11. Hamburg
- BOESCH, E. E. (1989): Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie. Stuttgart
- BOURDIEU, P. (1997): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M.
- BREINIG, H. & LÖSCH, K. (2002): Introduction: Difference and Transdifference. In: BREINIG, H., GEBHARDT, J. & LÖSCH, K. (Hrsg.), *Multiculturalism in Contemporary Societies: Perspectives on Difference and Transdifference*. Erlanger Forschungen Reihe A Geisteswissenschaften (11-36). Erlangen
- BUTLER, J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.
- BUTLER, J. (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M.
- DELEUZE, G. (1991): Was ist ein Dispositiv? In: EWALD, F. & WALDENFELS, B. (Hrsg.), *Spiele der Wahrheit. Michel FOUCAULTS Denken* (153-163). Frankfurt/M.
- ERIKSON, E. H. (1965): *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart
- ERIKSON, E. H. (1995): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.
- FABIAN, J. (1983): *Time and the Other: How Anthropology Makes Its Object*. New York
- FOUCAULT, M. (1977): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt/M.
- FOUCAULT, M. (1978): *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.
- FOUCAULT, M. (1985): *Freiheit und Selbstsorge*. Frankfurt/M.
- FOUCAULT, M. (1986): *Die Sorge um sich*. Frankfurt/M.
- FREUD, S. (1999). XXXI. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. *Gesammelte Werke. Band XV* (62-86). Frankfurt/M.
- GERGEN, K. J. (1996): *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg
- HOFMANN, M. (2000): *Anhang: Thesen zur soziologischen Transformationsforschung*. In: H. ESSER (Hrsg.), *Der Wandel nach der Wende. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland* (24-27). Wiesbaden
- KALSCHAUER, B. (im Druck): *Die Widerspenstigkeit von Transdifferenz*. In: MERZ-BENZ, P.-U. & WAGNER, G., *Kultur in Zeiten der Globalisierung*. Konstanz
- KEUPP, H. (1988): *Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis* 4/1988, 425-438
- KLAGES, H. & GENSCHE, Th. (1992): *Wertewandel in den neuen Bundesländern. Fakten und Deutungsmodelle*. In: GLATZER, W. & NOLL, H.H. (Hrsg.), *Lebensverhältnisse in Deutschland: Ungleichheit und Angleichung* (301-326). Frankfurt/M.
- LÖSCH, K. (2001): *Phänomen und Begriff der Transdifferenz*. Erlangen: Unveröff. Manuskript.
- MACKOW, J. (2001): *Sowjetmenschen im Sozialstaat*. Die Zeit, Heft 13/2001, 13
- MEAD, M. (1970): *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften*. München
- MÜLLER, B. (2001): *Körper werden. Dekonstruktion, Embodiment und Psychologie*. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 95 (1), 9-35
- NÄCKE, L. & PARK, E. (2000): *Subjektivität und Subjektivierung - Zwischen Einschreibung und Selbstführung*. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 94 (2), 9-35.
- NÄCKE, L. (2000): *Doing Identity - Versuch einer kulturpsychologischen Neukonstruktion, verdeutlicht am Beispiel des Dispositivs »Wiedervereinigtes Deutschland«*. Unveröff. Diplomarbeit (Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin)

- NIETHAMMER, L. (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek
- RICHTER, Y. (1994): Verweigerte Elternschaft. Überlegungen zum Geburtenrückgang in den neuen Bundesländern. *Psychosozial* 17 (4) (Nr. 58), 75-87
- RÜB, M. (1990): Das Subjekt und sein Anderes. Zur Konzeption von Subjektivität beim frühen FOUCAULT. In: ERDMANN, E., FORST, R. & HONNETH, A. (Hrsg.), *Ethos der Moderne. FOUCAULTs Kritik der Aufklärung (187-201)*. Frankfurt/M.
- SAID, E. (1979): *Orientalism*. New York
- SENNETT, R. (2000): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin
- STAEUBLE, I. (1997): *Theorizing cultural selves and human agency in a postcolonial world*. Paper presented the 7th Biennial Conference of the »International Society for Theoretical Psychology«, Berlin, April 27 - May 2, 1997.
- STAEUBLE, I. (1998): *Colonialism, Culture, and the Human Science - An Ongoing Project of Decolonizing European Thought*. Paper presented at the 17th Annual Meeting of ESHHS, Durham, August 28 - Sept. 1, 1998
- STAEUBLE, I. (2002): *Wider den eurozentrischen Blick: ein kulturpsychologisches Programm für Immigrationsgesellschaften*. In: HILDEBRAND-NILSHON, M., KIM, C.-W. & PAPAPOPOULOS, D. (Hrsg.), *Kultur (in) der Psychologie. Über das Abenteuer des Kulturbegriffes in der psychologischen Theoriebildung (97-110)*. Heidelberg
- STRAUB, J. (1999). *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs*. In: A. ASSMANN & H. FRIESE (Hrsg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität* 3 (73-104). Frankfurt/M.
- STRENGER, H. & LÜCHAUER, A. (1998): *Verweigerte Gleichwertigkeit. Zur Reproduktion des Ost-West-Unterschieds unter Wissenschaftlern*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 50 (3), 490-516.
- TISSBERGER, M. (2001): *Über Frauen und andere Entfremdete. Psychologie und Gesellschaftskritik*, 95 (2), 95-124

## Anmerkungen

- 1 ERIKSON behauptete, er habe den Begriff »Identität« von FREUD übernommen. FREUD jedoch verwendete unterschiedliche Begriffe, die das von ERIKSON bezeichnete Phänomen kennzeichnen: den der »Ich-Synthese«, der »Einheit des Ichs« sowie den des »Integrationsstrebens des Ichs«. Der Verweis auf FREUD ist zwar nicht gänzlich unberechtigt, steht doch der Begriff Identität für die sogenannte »synthetische Funktion« des Ichs, die FREUD in seiner XXXI. Vorlesung, die 1933 sowohl in deutscher als auch in englischer Sprache publiziert wurden erstmals als solche benennt. *»Was das Ich im Unterschied zum Es aber ganz besonders auszeichnet, ist ein Zug zur Synthese seiner Inhalte, zur Zusammenfassung und Vereinheitlichung seiner seelischen Vorgänge, der dem Es völlig abgeht«* (FREUD 1999: 82).
- 2 STRAUB (1999) interpretiert ERIKSON und viele Identitätstheoretiker nach ihm in entgegengesetzter Weise und weist die hier vorgebrachten Vorwürfe zurück. Nach Meinung der Autoren ist es jedoch nicht zulässig, ein in der Biologie wurzelndes, psychoanalytisches und an der Abweichung orientiertes Modell als »konstruktivistisch« (STRAUB 1999: 93) umzuinterpretieren. ERIKSON war sich durchaus bewusst, dass er einen Begriff verwendete, der der Substanzphilosophie entstammt.
- 3 Diese Identifikation jedoch ist selbst ein multipler Prozess der Ontogenese, der sich in Anlehnung an ALTHUSSER



- (1977), FOUCAULT (1977, 1978) und BUTLER (1995, 2001) als Fremdzuschreibung, deren Ein- und Fortschreibung und der anschließenden Selbstbeschreibung fassen lässt. Erst in der Interaktion mit der Mutter und der gegenständlichen Welt entwickelt das Neugeborene allmählich eine Vorstellung von sich selbst und lernt diese mit einem Symbol zu verknüpfen. Dabei steht keineswegs die Frage »Wer oder was bin ich?« am Anfang, sondern der Prozess des Bezeichnet-Werdens.
- 4 »*Transdifferenz, as we define it, denotes all which resists the construction of meaning based on an exclusionary and conclusional binary model. While there can be not transdifferenz without difference - transdifferenz doesn't mean indifference - the term refers to whatever runs ›through‹ the line of demarcation drawn by binary difference. It does not do away with the original binary inscription of difference, but rather causes it to oscillate. Thus, the concept of transdifferenz interrogates the validity of binary constructions of difference without completely deconstructing them. This means that difference is simultaneously bracketed and retained as a point of reference*« (BREINIG & LÖSCH 2002, 23; vgl. LÖSCH 2001, 1ff.).
  - 5 Der Gedanke des notwendigen Ausschlusses von Möglichkeiten zur Erlangung von Handlungsfähigkeit ebenso wie die potentielle Möglichkeit der Wiederkehr des Ausgeschlossenen findet sich auch bei NÄCKE & PARK 2000.
  - 6 Somit ergibt sich im Transdifferenz-Konzept eine Vorstellung kultureller Identität, die in der Tat Kultur als wandelbar und dynamisch konzipiert. Kultur wird mit CLIFFORD (1986, 1988) als Produkt sozialer Interaktionen betrachtet. Da Kultur demzufolge keine dauerhafte Gültigkeit jenseits der alltäglichen Interaktion eigenständiger Akteure besitzt, wird nachvollziehbar, dass die als geschlossen erscheinende, gegebene Ordnung zu jedem Zeitpunkt wieder infragegestellt und somit verflüssigt werden kann. Die Möglichkeit der Verflüssigung kultureller Ordnungen durch die Infragestellung ihrer Mitglieder verweist auf die Möglichkeit der Veränderung von Kultur und somit auf deren Kontingenz: Kultur ist auch anders denkbar, als sie auf den ersten Blick erscheint (vgl. LÖSCH 2001, 10ff.).
  - 7 BREINIG und LÖSCH (2002, 30ff.) verwenden den Begriff der transdifferenzten Postionalität, deren Vorteil darin gesehen wird, dass neue Artikulationsmöglichkeiten entstehen, die jedoch - wie sie einschränkend eingestehen müssen, äußerst ungleich verteilt sind (vgl. BREINIG & LÖSCH 2002, 32).
  - 8 Das folgende Beispiel stellt eine kurze Zusammenfassung einer umfangreichen Analyse dar, die in NÄCKE 2000 und ALLOLIO-NÄCKE (im Druck) ausführlich nachvollzogen werden kann.